

"Aggressivität gehört dazu"

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mobile : die Fachzeitschrift für Sport**

Band (Jahr): **12 (2010)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

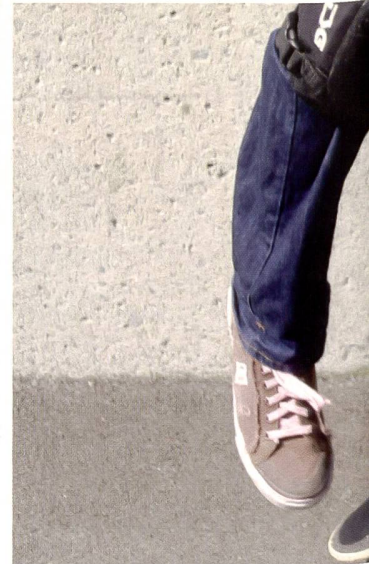
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



«Aggressivität gehört dazu»

Sind Fussball, Eishockey, Basketball, Kampfsport, Skaten oder Kraftsport wirklich «gewaltfördernd»? In der Jugenddelinquenz-Studie wurden diese Sportarten in entsprechende Kategorie eingeteilt. Vertreter der kritisierten Sportarten reagieren.

Redaktion: Anton Lehmann; Fotos: Daniel Käsermann, Philipp Reinmann

Die Unterteilung nach «fördernden» und «hemmenden» Sportarten scheint wenig hilfreich und wirkt zudem polarisierend. Sie «belohnt» sogenannte wertvolle sportliche Tätigkeiten, bei denen keine Gewalthandlungen registriert werden und diskriminiert gleichzeitig Sportarten und ihre Vertreter/-innen, die sich, aus aktuellem Anlass, intensiv mit drängenden Fragen auseinandersetzen: mit der Regulation von Emotionen im sportlichen Konkurrenzkampf, mit Regelkonformität und regulierenden Ritualen, mit Fairplay, gegenseitigem Respekt und Selbstdisziplin, mit der Interpretation von Körperkontakt und der Reaktion darauf, mit der Reduktion von (Verletzungs-)Risiken.

Kampfsportarten

Monika Kurath, J+S Fachleiterin Judo/Ju-Jitsu, Diplomtrainerin.
Kontakt: monika.kurath@baspo.admin.ch

Eine Vielzahl Kampfsportarten mit jeweils unterschiedlichen Zielsetzungen und Inhalten legt eine differenzierte Sichtweise nahe. Während in einigen Kampfsportarten der Niederschlag des Gegners angestrebt wird, geht es in anderen darum, bestimmte Körperpartien zu treffen oder den Gegner auf den Rücken zu werfen beziehungsweise ihn am Boden zu kontrollieren.

Judo gehört zu den nicht niederschlagsorientierten Kampfsportarten. Das primäre pädagogische Ziel stellt das Verstehen und Anwenden der beiden ethischen Grundsätze «optimale An-

wendung der Energie» und «miteinander Gedeihen» dar. Einerseits geht es darum, nicht Kraft gegen Kraft anzuwenden, sondern der Kraft des Gegners geschickt auszuweichen und sie zu seinen Gunsten zu nutzen. Fortschritte können im Judo dann erzielt werden, wenn beide Partner sich kooperativ und fair verhalten. Diese ethischen Grundsätze werden durch die Werte des Ehrenkodex (Höflichkeit, Mut, Aufrichtigkeit, Selbstbeherrschung, Ehre, Bescheidenheit, Respekt, Freundschaft), welcher im Judo sowie in weiteren fernöstlichen Kampfsportarten einen hohen Stellenwert hat, konkretisiert. Im methodischen-didaktischen Bereich steht das Kennenlernen und Einhalten von Regeln und Ritualen im Zentrum. Ein Beispiel dafür ist die Verneigung am Anfang sowie am Ende eines Trainings respektive eines Kampfes. Dieses Ritual soll einerseits die Konzentration fördern, andererseits aber auch den Respekt gegenüber den Partnern, den Trainern, dem Ort sowie den bestehenden Regeln zum Ausdruck bringen. Im Judotraining darf und soll gekämpft werden, jedoch immer unter Einhaltung der bestehenden Regeln, welche wiederum im Zeichen der ethischen Grundsätze stehen. Ausserdem ist die Emotionsregulation ein wichtiger Bestandteil des Lernprozesses. Der direkte Kampf miteinander und gegeneinander löst Emotionen aus. So muss beispielsweise der Umgang mit Sieg und Niederlage erlernt werden. Die technischen Ziele bestehen im Erlernen und Anwenden technisch-taktischer Elemente im Training und Wettkampf, niemals aber ausserhalb dessen, es sei denn zur Selbstverteidigung. Aus diesen Gründen kann Kampfsport im Allgemeinen und Judo im Speziellen zur Stärkung und Ausgeglichenheit von Körper, Seele



und Geist ausserordentlich sinn- und wertvoll sein, vorausgesetzt, er wird verantwortungsvoll vermittelt.

*Erik Golowin, ehemaliger J+S-Fachleiter Karate,
Schulleiter Goju Kan – Zentrum für Kampfkunst und Gesundheit.
Kontakt: golowin@hispeed.ch*

In der thematisch breit angelegten Delinquenzstudie werden wett-kampforientierte Sportarten, die einen Körperkontakt zulassen, allgemein als gewaltfördernd bewertet. Dank meiner Erfahrungen in pädagogischen Projekten mit Kampfsport bin ich überzeugt, dass diese Beurteilung nicht zutrifft. In der Entwicklungszusammenarbeit, der Gewaltprävention oder der Integration wurden verschiedene Projekte mit Kampfsport verwirklicht. Die Methodenvielfalt, die Transfermöglichkeiten und die Übungen zur Regulation der Emotionen eignen sich besonders, um Strategien für ein respektvolles Konfliktverhalten zu entwickeln. Das Jugendförderwerk J+S hat für die Zusammenarbeit mit Kampfsportarten einen richtungsweisenden Weg eingeschlagen. Als Institution bekennt sich J+S dazu, nur Sportarten zu unterstützen, die keinen Niederschlag im Training oder im Wettkampf zulassen. Auf diese Weise sendet J+S eine klare Botschaft: Auch wenn ein Wettkämpfer sich in einem erregten Zustand befindet, nimmt er immer noch Rücksicht auf die Gesundheit seines Gegenübers. Obwohl der persönliche Erfolg im Vordergrund steht, soll der Gegenspieler wahrgenommen und ihm kein Schaden zugefügt werden. Diese Haltung wird von zahlreichen Trainern verschiedener Kampfsportarten (Karate, Kungfu, Leichtkontaktboxen und Kickboxen) weitergegeben. In diesem Sinne sollte die Unterrichtsqualität in Kampfsportschulen überprüft und gefördert werden.

Skateboard

*Roger Grolimund, Ernesto Schneider, Leitung Schtifti –
Stiftung für soziale Jugendprojekte.
Kontakt: roger.grolimund@schtifti.ch, ernesto.schneider@schtifti.ch*

Für die Skateboard-Szene sind die Studienergebnisse nicht besonders überraschend. Skateboarden muss wegen vieler Verbote oder fehlender Anlagen meistens auf öffentlichen Plätzen ausgeübt

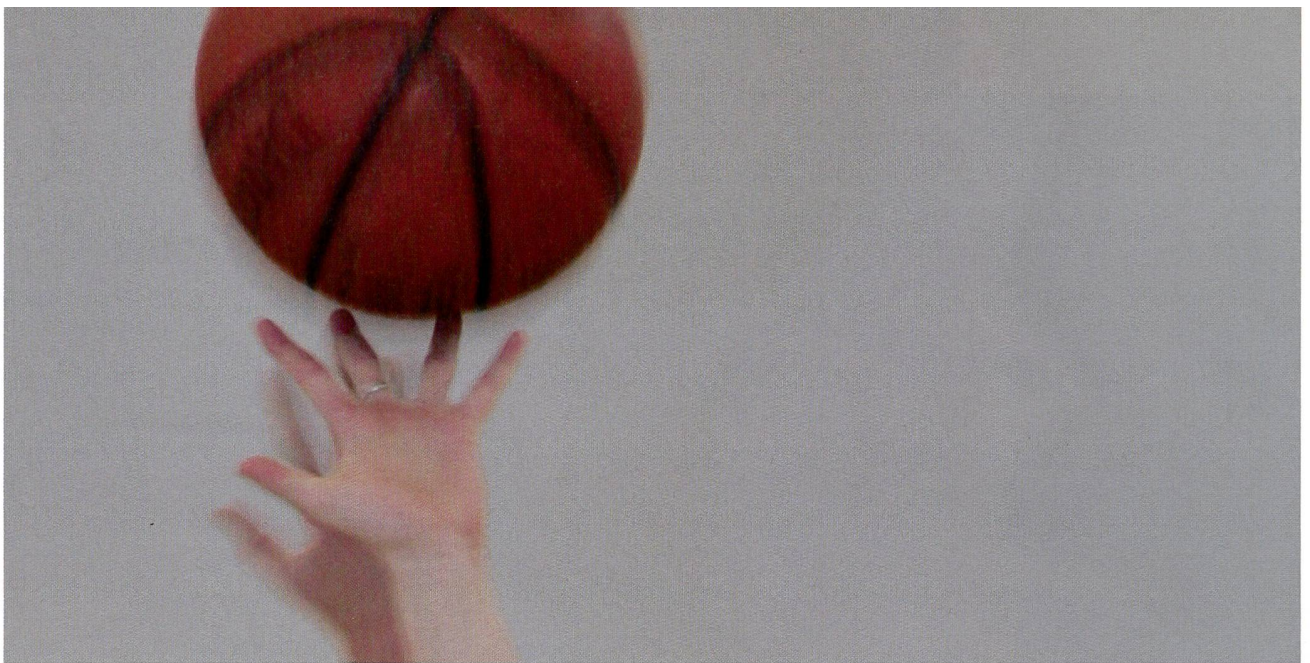


werden. Dort, wo die Jugendlichen autonom und mit Gleichgesinnten trainieren, geschehen, wie die Studie zeigt, der Grossteil der Gewaltdelikte. Dass es dabei zu Konflikten kommen kann, ist absehbar. Kurz gesagt: Wer unter solchen Umständen eine Sportart ausübt, hat es nicht einfach. Führt man sich diese Tatsache vor Augen, ist schon fast klar, weshalb eine ganze Szene einen schlechten Ruf hat, und zwar auch ohne die schwarzen Schafe, die nicht gerade förderlich für das Image sind. Dass die Sportart aber besser als ihr Ruf ist, zeigen die Freiräume, die für Skateboarden in jüngster Zeit geschaffen wurden und erfolgreich betrieben werden. Zum Beispiel der Freestyle Park in Näfels im Kanton Glarus oder die Freestyle Halle in Zürich. An diesen Orten kann die Sportart ohne äusseres Konfliktpotenzial und zum Teil unter Aufsicht von pädagogischen Mitarbeitern ausgeübt werden. Das sind wichtige Faktoren, um das Trainingsumfeld zu entkriminalisieren. Die Schtifti setzt sich deshalb konsequent für die Errichtung von Freiräumen und natürlich weiterhin für Freestylesportarten ein. Unser Anliegen ist es, Kinder und Jugendliche im Hinblick auf ein gesundes Körpergewicht in Bewegung zu bringen. Freestylesportarten wie Skateboarden funktionieren dabei speziell erfolgreich, um zu motivieren und den Spass an der Bewegung zu vermitteln. Unter diesem Aspekt überwiegen die Vorteile von Skateboarden gegenüber den Nachteilen.

Kraftsport

*Bruno Schneider, Turn- und Sportlehrer, ehem. Geschäftsleitungsmitglied eines Gesundheits- und Fitnesszentrums.
Kontakt: brunoschneider@bluewin.ch*

Im Alter von 15 Jahren fällt es Jugendlichen nicht ganz leicht, sich selber differenzierend und reflektierend einzuschätzen. Ihre Aussagen sind aus diesem Grund mit Vorsicht zu geniessen. Zum Beispiel hätten Jugendliche unter 16 Jahren in der Regel gar keinen Zugang zu Fitnesszentern. In diesem Alter ist ihr Wachstum meistens noch nicht abgeschlossen und deshalb kann Krafttraining mit Gewichten zu Belastungsschäden am Bewegungsapparat führen. Die Aussage, Sport verstärke über seine Wirkung auf den Körper (durch Krafterrhöhung) die Gewaltbereitschaft, deckt sich in keiner Art und Weise mit meinen eigenen Erfahrungen. Es ist nicht die physische Konstitution, welche gewalttätiges Verhalten begünstigt, sondern viel-



mehr die psychische Disposition in Kombination mit situativen Komponenten.

Studien, die in Psychiatrischen Kliniken durchgeführt wurden, berichten über die Wirkungen eines regelmässig durchgeführten Krafttrainings. Die Auswirkungen auf psychische Merkmale wie Gelassenheit, Bodenhaftung, Selbstsicherheit, Selbstwertgefühl, Besonnenheit usw. sind durchwegs positiv. Aufgrund meiner langjährigen (Trainings-)Arbeit mit Menschen aller Generationen könnte ich die Liste der positiven Merkmale sogar noch verlängern.

Gerade jüngere Menschen, die mit Krafttraining beginnen, erlebe ich durchwegs als angenehme und besonnene Mitmenschen, die eher weniger durch Gewaltbereitschaft auffallen als andere Jugendliche. Es gibt für mich auch kein Indiz dafür, dass Krafttraining «missbraucht» wird, um Bestätigung im Streetfight zu suchen.

Basketball

Christian Rosenberger, Turn- und Sportlehrer, Universitätsdozent Basketball, J+S-Experte, Streetball-Verantwortlicher bei ADIDAS und Koordinator bei Midnight Projekt Schweiz.

Kontakt: christian.rosenberger@mb-network.ch

Seit Jahren achten wir in der Trainerausbildung darauf, Aspekte wie Respekt und Toleranz zu thematisieren. Der Trainer hat wie jede Lehrperson eine wichtige Rolle als Vorbild im zwischenmenschlichen Verhalten. Und er hat einen entscheidenden Einfluss auf sein Team.

Leider gibt es ein paar «Schwarze Schafe», die Basketball, selbst im Hobbybereich, als «Krieg ohne Kugeln» und nur als Mittel zum Zweck verstehen. Solche Vorbilder helfen ebenso wenig, wie die sehr präsenten Topstars der NBA, welche sich auf dem Feld schon mal arg beschimpfen.

Weiter gilt es zu beachten, dass sich der Basketballsport in den letzten Jahrzehnten stark verändert hat. Heute wird athletischer und schneller gespielt. Zudem schützt das Regelwerk die Angreifer am Ball weniger als früher, was dazu beiträgt, dass körperbetonter gespielt wird und nicht mehr vom «Spiel ohne Körperkontakt» gesprochen werden kann. Die «Null-Toleranz-Regel» am Ball ist für Spitzenclubs nicht interessant und fasziniert das Publikum kaum.

Streetball, die offene Form des Basketballs, hat bei uns viel dazu beigetragen, dass die Randsportart Basketball populärer wurde. Lei-

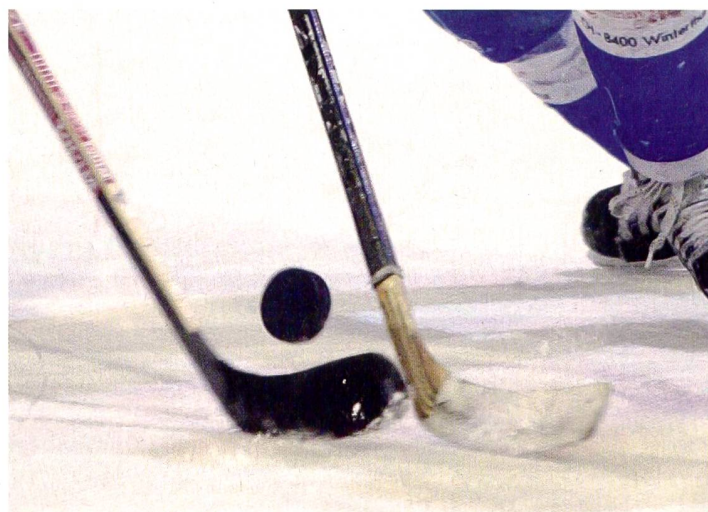
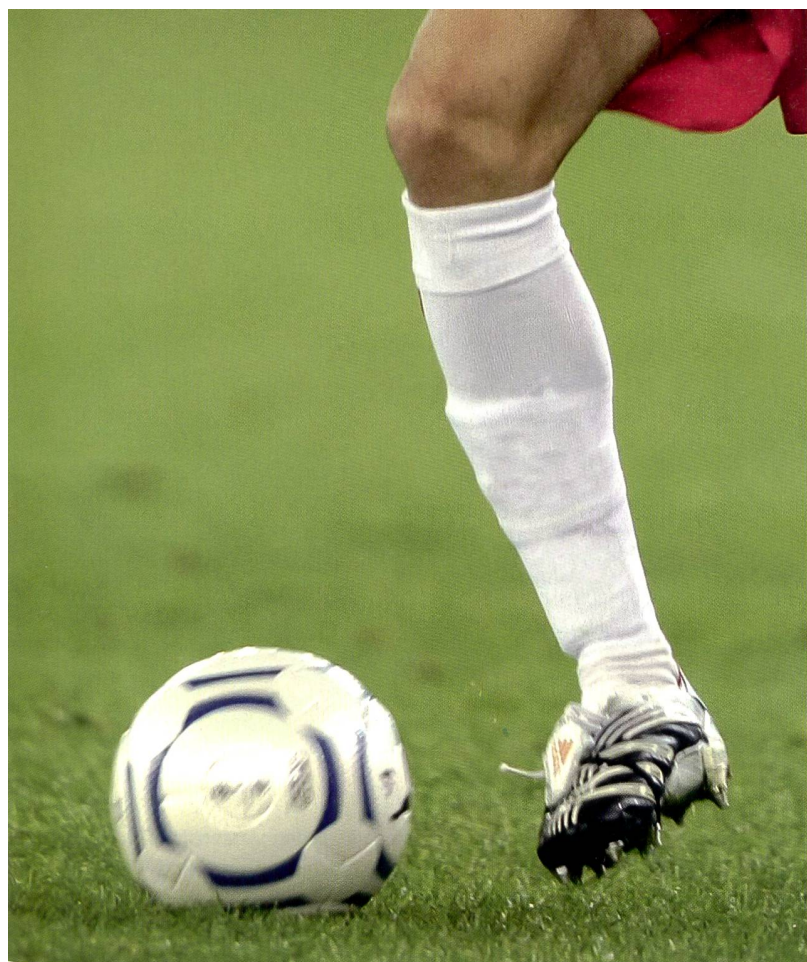
der hat diese freie Form auch den Ruf, dass sie vor allem von «harten Jungs» gespielt wird. Beispiele dafür sind in zahlreichen amerikanischen Filmen zu sehen. Die Realität sieht bei uns in der Schweiz etwas anders aus. Seit es mehr Körbe auf den Sportanlagen hat, wird nicht mehr nur gekickt, sondern auch auf die Körbe geworfen. Wurde der Sport in den 80er Jahren noch fast ausschliesslich von Studenten und Akademikern betrieben, so brachte die Popularisierung über Streetball und die Musikindustrie eine Öffnung Richtung sozial benachteiligter Schichten. Basketball wurde als Imageträger attraktiv für Jugendliche, die sich persönlich mit der Strassen- und Hinterhofmode und der Musik Amerikas identifizieren. Diese Vorbilder sind bis heute vor allem für Kinder und Jugendliche wichtig, die hier mit einer neuen Kultur konfrontiert sind, in der die Modelle der Eltern nicht mehr funktionieren. Hauptsächlich handelt es sich um Jugendliche mit Migrationshintergrund. Dementsprechend hoch ist der Anteil dieser Jugendlichen im Basketball, Streetball, Streetsoccer und im Midnight Sports. Sport bietet für sie, die oft in der Schule eher schlecht abschneiden, eine Chance der sozialen Bestätigung. Basketball ist zum Unterklassensport geworden. Dass hier mehr Jugendliche angesprochen werden, die in ihrem sozialen Umfeld schon mit Gewalt konfrontiert wurden oder schon ausgeübt hatten, als Jugendliche, die im Schachclub oder der Jungwacht aktiv sind, ist klar. Gerade hier hat Sport eine wichtige Aufgabe, und nicht zuletzt deshalb sollten Sportarten wie Basketball mehr gefördert werden. Wo sonst erhalten solche Jugendliche mehr Chancen, Anerkennung zu ernten? Jugendliche mit schlechten Perspektiven, die gesellschaftlich weitgehend geächtet werden, lernen hier Regeln einzuhalten, den Gegner zu respektieren und sich persönlich positiv weiterzuentwickeln. Es ist grossartig, dass Sportarten wie Basketball diese schwierigen Jugendlichen anziehen.

Fussball

Luca Balduzzi, Schweizerischer Fussballverband (SFV), Chef Ressort Breitenfussball.

Kontakt: balduzzi.luca@football.ch

Die Studie unterscheidet zwischen gewaltfördernden und gewalthemmenden Sportarten. Die hier als gewaltfördernd bezeichneten Sportarten sind all jene, die ein klares und gegen aussen wirkendes



Eishockey

Erich Brassel, Leiter der Fachstelle Sport im Amt für Volksschule und Sport im Kanton Appenzell Ausserrhoden, Mitglied der J+S-Fachkommission Eishockey.

Kontakt: Erich.Braschel@AR.CH

Männerbild vertreten. Dieses eignen sich männliche Jugendliche an. Fussball, Basketball und Eishockey deshalb als gewaltfördernd zu bezeichnen, geht jedoch zu weit. Man könnte ebenso gut sagen, dass Jugendliche, die zu Gewaltbereitschaft neigen, in diesen Sportarten ihre Neigung aktiv kompensieren können. Dann wären diese Sportarten eigentlich «gewaltverhindernd».

Der Fussball lebt von Taktik, Technik, Schnelligkeit... und sehr wohl auch von Kampf, der sich im Rahmen von klaren Regeln bewegt und sich nach den Prinzipien des Fairplay richtet.

Fussball ist kompetitiv und wird aggressiv gespielt; regelkonformer Körperkontakt gehört zum Spiel und kann auch hart sein. Ebenso können Jugendliche (und zwar Knaben und Mädchen) im Fussball ihre Bestätigung in der spielerischen Zusammenarbeit und Auseinandersetzung mit anderen oder gegen andere suchen. Andererseits gibt es Jugendliche, welche ihre sportliche Bestätigung eher über sportliche Handlungsabläufe suchen, die keinen Körperkontakt zulassen. Dies sehe ich als positiv. Sind aber deswegen die einen «gewaltbereit» und die anderen «brav»?

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass es einen Zusammenhang (Korrelation) zwischen Fussball und Gewalt gibt. Die Interpretation hingegen kommt fälschlicherweise zum Schluss, dass der Fussball ursächlich für die Gewalt verantwortlich ist.

Die Gratwanderung zwischen Aggressivität und Spielfreude ist allen Verantwortungsträgern im Fussball bewusst. In der Ausbildung ist dies ein Dauerthema, und in jedem Spiel kommt deshalb dem Anliegen der Regelauslegung und -einhaltung grösste Bedeutung zu. Der Verband fördert darum die Fairness mit der jährlichen Auszeichnung von fairen Vereinen. Der SFV hat das Programm «be tolerant» entwickelt, bei dem Jugendliche unter Anleitung eines Coachs ein Spiel als Schiedsrichter leiten, um Einsicht zu gewinnen, wie wichtig faires Spielen ist. Fussball beruht letztlich auf der Einsicht jedes Spielers, dass nur der Verzicht auf Gewalt ein «gutes» Spiel ermöglicht. Ist das nicht ein wichtiger Beitrag im Hinblick auf eine gewaltfreie Gesellschaft?

Die Studie bestätigt, dass Sport kein Allweltsmittel gegen Gewalt ist. Sie zeigt auf, dass Sport treibende Jugendliche auch Gewalt ausüben können. Das ist unbestritten.

Erfahrene Trainer, Ausbilder und Coachs können das in der Presse kommunizierte Fazit der Studie aber nicht nachvollziehen und stellen keine Übereinstimmung mit den von ihnen gemachten Erfahrungen fest.

Vielmehr bestätigen sie, dass die familiären Faktoren und das soziale Umfeld in der Pubertät von prägender Bedeutung sind. In der Familie werden Verhaltensmuster und Umgangsformen (Anstand, Achtung, Respekt usw.) eingeübt, die dann im Teenageralter – wenn das ausserfamiliäre Umfeld zunehmend an Einfluss gewinnt – auf den Prüfstand kommen.

Die Eishockeyspieler werden als charakterlich bereits geprägte junge Menschen Teil des Teams/Vereins. Auch unter ihnen gibt es Spieler, die mehr oder weniger zur Ausübung von Gewalt tendieren. Diese Voraussetzungen bringen sie aber bereits in den Sportverein mit; es ist kein spezifisches Problem der Sportart Eishockey.

Vielmehr stellen die Trainer fest, dass Jugendliche mit Gewaltpotential gerade durch den Eishockeysport und ihm eigenen Körperkontakt und seinen klaren Regeln gelernt haben, ihre Emotionen und Aggressionen in den Griff zu bekommen. Es sind sogar Fälle von Spielern bekannt, die ihren Jähzorn im Rahmen der «reglementierten Aggressivität» zu zügeln gelernt haben.

Verantwortungsvolle Trainer sind sich bewusst, dass sie durch klare Regeln, Respekt, Fairness – und nicht zuletzt durch ihr eigenes Vorbild – bei den jugendlichen Spielern eine positive Wirkung erzielen können. Swiss Ice Hockey hat deshalb «Prävention gegen Gewalt», «Fairplay als Werthaltung» und «cool and clean» als Leitmotiv in sein Ausbildungskonzept für den Nachwuchs aufgenommen. Zudem bietet Jugend+Sport (J+S) seinen Leiterinnen und Leitern unter anderem Module zum Thema «Präventives Handeln: Gewalt» an. ■